

nach anderen Entwicklungspfaden der Völkerkunde im Wilhelminischen Deutschland nachdrücklich offen hält. Die Möglichkeit eines sich verändernden Kolonialregimes, anderer Anwendungsfelder und eines Spielraums für Forschungsansätze in der Völkerkunde könnte verhindern, dass ein schlimmes Ende in die Ausgangssituation einer sich aufbauenden Disziplin zurückprojiziert wird.

Hans Voges

**Petermann, Werner:** Die Geschichte der Ethnologie. Wuppertal: Edition Trickster im Peter Hammer Verlag, 2004. 1095 pp. ISBN 3-87294-930-6. Preis: € 59,00

Ist es gerechtfertigt, eine Ideengeschichte von der Antike bis zu Geertz (dem der letzte Satz auf Seite 1029 gilt) „Die Geschichte der Ethnologie“ zu nennen? Vielleicht hätte die Edition Trickster im Peter Hammer Verlag gut daran getan, den bestimmten Artikel durch den unbestimmten zu ersetzen. „Eine Geschichte der Ethnologie“ habe ich vor mir, nämlich die, die Werner Petermann erzählt. „Diese Geschichte setzt sich aus vielen Geschichten zusammen“ (11), führt Petermann ein. Sie ist standpunktbezogen, sie beschreibt die „Wanderwege“ (13) eines Gelehrten, in dessen Kopf tausend Fäden zusammenlaufen und zu einem Opus verwebt werden. „Wer einen roten Faden durch das Buch sucht, wird Fäden auch in anderen Farben entdecken“ (11), verheißt er. Doch habe ich unter der Vielzahl der Fäden den roten nicht entdeckt, der mich durch die Geschichte führt. Mir fehlt der einheitliche Guss, die Orientierung entweder nach Epochen oder nach DenkerInnen oder nach Themen. Beim Durchblättern bin ich verwirrt, ich weiß nicht mit welcher Fragestellung ich an die Lektüre herangehen soll und in welcher Weise sie mir verhilft, die einzelnen Puzzleteile meiner ethnologischen Kenntnisse zu systematisieren.

Eher als eine Geschichte der Ethnologie liegt mir in dem Werk eine europäische Ideengeschichte vor, „eine abendländische Geschichte“ (11), wie Petermann ankündigt, zentriert um das Thema der Fremdwahrnehmung und -deutung. Vorgestellt werden Gestalten, die über fremde Völker redeten oder über sich reden machten, indem sie dies taten; diskutiert werden Konzepte angefangen bei dem griechischen Begriff der „Barbaren“ bis hin zur postmodernen Konstruktion des „Anderen“. Das Personenregister umfasst annähernd 2000 Namen und das Sachregister circa 1500 Begriffe. Ich kann das Buch sehr gut lexikalisch benutzen, ein Nachschlagewerk, in dem kaum einer der europäischen Denker fehlt (nach DenkerInnen muss ich eher anderswo suchen). Viel diskutierte Begriffe werden durch Seitenglossen oder Kurzexkurse erläutert.

Aber ich muss noch einmal auf die Systematik des Aufbaus und der Präsentation zurückkommen. Die Themenauswahl wie auch die Bezeichnung der Kapitel erscheinen mir mehr assoziativ als von einem Grundgedanken geleitet. Den Überschriften kann ich nicht entnehmen, über welche Epochen ein Kapitel handelt. Ich finde zum Beispiel die folgende Gliederung vor: „Teil 1: Avant la lettre.“ Handelt es sich um die Vor- und Frühge-

schichte, wie mir der Titel („vor dem Buchstaben“) suggerieren könnte? Irrtum! Die Kapitelüberschriften sind: 1. Die antike Tradition; 2. Neuland; 3. Kannibalen und Jesuiten; 4. Umständliche Beschreibungen, erbauliche Briefe oder: das große Welttheater. Unter den Überschriften 1 und 3 kann ich mir Inhalte vorstellen: die Antike eben und wahrscheinlich die Missionsgeschichte. Aber was ist „Neuland“ (64–88)? Auf jeder Seite ist der Inhalt durch eine Überschrift angedeutet, aber diese Hinweise finde ich im eigentlichen Inhaltsverzeichnis nicht. Von Seite 65 bis 72 erfahre ich demnach etwas über „das indianische Problem“. Ich frage mich: Hatten die Indianer ein Problem oder hatte jemand ein Problem mit den Indianern? Immerhin kann ich schließen, dass „Neuland“ von der Entdeckung Amerikas durch die Europäer handelt. Seite 73 bis 88 handeln über die „wilde Völkerkunde“. Jetzt bin ich ratlos: Habe ich nicht gelernt, den Beginn der Disziplin Völkerkunde im 19. Jh. zu suchen? Haben vielleicht die Wilden bereits vorher Völkerkunde betrieben? Meine Neugier ist geweckt. Ich stelle fest: die frühen Reisebeschreibungen sind thematisiert. Einfacher fände ich es, wenn mich der Autor durch sachbezogene und weniger blumige Überschriften darüber in Kenntnis setzen würde, worüber ein Kapitel handelt.

Anderorts stelle ich fest, dass ich bereits die Grundzüge der Ideengeschichte kennen muss, wenn ich wissen will, was sich hinter bestimmten Titeln verbirgt. In Teil 2, Kapitel 4 mit dem Titel „Die neue Wissenschaft“ finde ich als Seitenüberschrift „Die Schottische Schule“ (236–250). Ich habe gelernt, die Schottische Schule ist eine im 18. Jh. von T. Reid begründete philosophische Richtung. Welchen Bezug hat sie zur Ethnologie? Finde ich den Schlüssel zu dieser Frage in dem Nebensatz, „... dass sie den Einfluss von Völkern höherer Entwicklungsstufe auf solche, die noch auf einer niedrigeren verweilen, letztendlich als zivilisierend empfanden“ (237)? Am Ende der Ausführungen über die „Schottische Schule“ finde ich kein Fazit, sondern irgendwo wechselt die Seitenüberschrift zu „Entwicklung und Fortschritt“ über, wo ich erneut danach suchen muss, was der Autor inhaltlich dort hineingepackt hat.

Das Kapitel, das den „Deutschen Idealismus“ behandelt (367–285), ist überschrieben: „Um so schlimmer für die Wirklichkeit“ und findet sich im Teil 4: „Die Milch der neuen Denkungsarten“. Dabei hätte ich, wenn ich danach gesucht hätte, eher in Teil 3 nachgeschlagen, der „Auf vornehmlich deutschen Wegen“ betitelt ist.

Wenn ich mir die Mühe, bisweilen zweifelsohne auch die Freude mache, dem Autor auf bestimmten Wegen zu folgen, dann stolpere ich doch gelegentlich, wenn nicht gar häufig, über Gedankenkonstrukte, die mir schwer nachvollziehbar sind. Manche Sätze muss ich mehrfach lesen, weil die Sprache undurchsichtig bleibt. So habe ich bis jetzt den 1. Satz des 3. Kapitels von Teil 4 nicht verstanden: „Der Vorstellung eines Ideals, einer Idee, in der allein sich der selbstbewusste, d. h. in Freiheit schöpferische (produktive) Mensch verwirklicht sieht – das Subjekt konstituiere nicht nur sich selbst, sondern die ganze Wirklichkeit, meinen Fichte und Hegel – und

für die er daher bedingungslos eintritt, verdanken wir nicht nur den romantischen Helden à la Byron, sondern auch das Autonomieprinzip kultureller Entwicklung" (367). Was ist eigentlich ein Held à la Byron? Um den Gedankengängen Petermanns folgen zu können, muss ich also nicht nur mit der Philosophiegeschichte auf Du und Du stehen, sondern auch breite Kenntnisse der Literaturwissenschaft mitbringen. Das entmutigt mich manchmal, weiter zu lesen.

Bisweilen habe ich den Eindruck, statt einer Ethnologiegeschichte, eine Sammlung thematischer Essays vor mir zu haben. "Rassenkunde" (396–409), "Räume" (416–420), "Verstehen" (561–578), "Reisende" (421–453) sind Themen, die ich den Seitenüberschriften entnehme. Dann wieder gliedert Petermann seine Ausführungen nach Denkern: Frazer, Spencer, Bachofen, Mead etc. Das sind Namen, die dürften allen VertreterInnen der Disziplin geläufig sein. Aber warum ich mich mit dem "Schicksal" des Robert Drury bzw. seines 1729 veröffentlichten Tagebuchs" (152 f.) befassen soll, das von Madagaskar im 18. Jh. handelt, wird mir nicht nachvollziehbar. Petermann klärt auf, dass Drury als Fiktion von Daniel Defoe entlarvt wurde (153). Sind solche Glossen Bestandteil der Ethnologiegeschichte? Oder ist das eine der "vielen Abschweifungen" (11), für die sich Petermann bereits im Vorwort entschuldigt?

Die Präsentation einzelner Themen nimmt je nach Einschätzung des Autors breiteren oder schmaleren Raum ein. Es ist klar, dass die Wertigkeit des Autors hier zum Ausdruck kommt. Mich irritiert, dass Petermann breiteste Kenntnisse genau dessen voraussetzt, was er hier präsentieren will. Das macht den Kreis derer, die sich an diesem Werk uneingeschränkt freuen und ihn auf all seinen Wanderwegen, Umwegen und Abschweifungen gerne folgen, äußerst klein. Dennoch scheint Petermann oder dem Verlag eine breitere Leserschaft vorzuschweben, denn auf dem Buchdeckel heißt es: "Von der Ethnologie können alle lernen, die ihr Denken und Verhalten im Hinblick auf Andere hinterfragen und einen eigenen Standort im globalen Kontext suchen wollen." Hier liegt das Werk eines Gelehrten vor, eines Mannes, der von Wissen übersprudelt, der Zusammenhänge an sehr langen Fäden über Epochen aufrollt, der aber den Kontakt zu seiner Gefolgschaft verliert und nicht mehr im Blick hat, wer ihm noch folgen kann und wer bereits auf der Strecke geblieben ist.

Ich werde dieses Buch gewiss noch häufig zur Hand nehmen, um über einzelne Themen, Ideen oder Persönlichkeiten nachzuschlagen. Allerdings werde ich es gewiss auch oft wieder irritiert aus der Hand legen, weil die Zusammenhänge einerseits zu weit gespannt, andererseits mit zu viel Detailinformation überschüttet sind.

Godula Kosack

**Rabine, Leslie W.:** The Global Circulation of African Fashion. Oxford: Berg, 2002. ISBN 1-85973-598-8. 224 pp. Price: £ 15.99

Die amerikanische Autorin Leslie Rabine zeigt im Laufe ihrer Untersuchung die verschlungenen Wege der

geografischen Verbreitung der afrikanischen Kleidermode über nationale Grenzen hinweg und die damit einhergehenden ästhetischen und symbolischen Veränderungen, an der die Produzenten und Konsumenten gemeinsam teilhaben. Im Mittelpunkt dieser kulturanthropologischen Arbeit steht die Frage nach den spezifischen Produktionsbedingungen der afrikanischen Mode – in Abgrenzung zu sonstiger Kleidung – in ihrer materiellen Gestalt sowie als ästhetisches Konstrukt und Trägerin von Identitäten und Werten. Die Schneiderateliers der "ModeDesigner" stellen nämlich nicht nur Produktionsstätten von Kleidungsstücken dar, sondern erweisen sich auch als soziale Begegnungs- und Interaktionsstätten, die dem Produkt den spezifischen Sinn verleihen. Es verkörpert die individuelle schöpferische Leistung des Handwerkers, seine Hingabe und den von den Konsumenten mit gesteuerten Entstehungsprozess sowie die besonderen persönlichen Beziehungen, die den Schneider mit dem Kunden verbinden. Diese Bedeutungskonstruktion steht im Gegensatz zu der im rein kapitalistischen Produktionssektor der westlichen Welt, wo Mode ein Massenkonsumentgut darstellt und von den Verbrauchern völlig losgelöst von den Produktionsbedingungen betrachtet wird. Deshalb entwickelt die Autorin für ihre Arbeit ein theoretisch-analytisches Gerüst, das auf der Verknüpfung von kultureller Praxis, in diesem Fall Konsum von Mode, und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, hier der informelle Wirtschaftssektor, beruht. Durch die Sicht auf die Verschränkung dieser beiden Ebenen wird zum einen der Widerspruch zwischen der Kreativität der Handwerker und den Bedingungen struktureller wirtschaftlicher Schwäche, die jene nämlich immens gefördert hat, deutlich. Zum anderen rückt damit auch der Herstellungsprozess als Vermittler der materiellen und symbolischen Produktion ins Blickfeld. Die informelle Struktur des Modenetzwerks in Afrika darf jedoch nicht als romantisches Überbleibsel einer längst vergangenen Produktionsform gedeutet werden. In Wirklichkeit ist es nämlich integraler Bestandteil des formellen, kapitalistischen Wirtschaftssystems, das unrentable Bereiche ausgliedert, deren Ressourcen aber ausbeutet.

Den regional-geografischen Rahmen der Untersuchung bilden der Senegal bzw. das Modezentrum Dakar, das städtische Kikuyu-Umfeld in Kenia und Los Angeles mit seinem hohen Anteil an afrikanisch-amerikanischer Bevölkerung, wobei diese drei Zonen durch den Austausch spezieller Güter der Kleidungsbranche unmittelbar miteinander in Verbindung stehen. Stoffe und fertig geschneiderte Kleider aus dem Senegal und anderen westafrikanischen Ländern finden ihren Weg nach Kenia, wo auch Modeprodukte des afrikanisch-amerikanischen Marktes importiert werden. Diese stammen wiederum zu einem großen Teil aus Westafrika, wo, wie das Beispiel Senegal zeigt, dem Geschmack der Käuferschicht in Übersee angepasste Artikel hergestellt werden. Die Modegüter werden in informellen Netzwerken – vermittelt über die ambulanten Koffer-Verkäufer ("suite-case vendors") – über die nationalen Grenzen gebracht und erleben je nach den vorherrschenden so-